

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 7

17. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. April 1953

INHALT: *Témoignage Chrétien*: Eine neue Gemeinschaft von Redaktion und Lesern — Kardinal Feltin über ihr gegenseitiges Verhältnis — Drei Arten von Kritikern — Bedeutung und Schwierigkeit objektiver Berichterstattung — Die notwendige Treue zur Wahrheit und die Anerkennung der tieferen Absicht der «anderen» — Der schickliche Ausdruck der Wahrheit. **Gedanken zur Filmerzziehung:** Psychologie des häufigen Kinobesuchers: geistige «Osmose» — Entpersonalisierung — Ueberfremdung — Wege zur Heilung: Desillusionierung — Kritisches Urteil — Prinzip der Auswahl; Ausblick auf das Fernsehen. **Zapotocky als antiklerikaler Romancier:** Zapotockys Roman: «Stürmisches Jahr 1905». **Israel bemüht sich um seine Araber:** Die Schwierigkeit der Grenzfrage — Wirtschaftliche Massnahmen — Hilfe im Schulwesen. **Ex urbe et orbe: Der Katholizismus in Lateinamerika** (drei Beiträge sachkundiger Autoren): Der Kirche droht der Verlust eines Kontinents — Das Anwachsen des Protestantismus — Die kommunistische Gefahr. **Ein Hilferuf aus Marokko und seine Bedeutung:** Zur Verquickung von Religion und Politik bei den mohammedanischen Völkern. **Englische Bücher:** Gott und das Unterbewusste — Ein neuer Bibelkommentar — Hilaire Belloc, der Nestor der katholischen Literaten Englands. — Bücher über Spanien.

Témoignage Chrétien

In Frankreich erscheint eine katholische Wochenzeitschrift dieses Namens. Sie wurde während des Krieges von einer Gruppe katholischer Widerstandskämpfer, an ihrer Spitze P. Chaillot SJ, gegründet und nahm sich besonders der sozialen Fragen an. Sie stellt aber auch auf allen anderen Gebieten so etwas wie eine katholische Vorhut dar, die kämpferisch gegen jede Ungerechtigkeit und Unwahrheit auftritt. Da sie sich politisch ihre Freiheit bewahrte und ängstlich auch über ihre finanzielle Unabhängigkeit wachte, wurde ihre Anhängerschaft namentlich unter den «Mühseligen und Beladenen» immer grösser, so dass sich nach und nach Freundschaften des «*Témoignage Chrétien*» bildeten, aus denen eine Organisation um die Zeitschrift herum entstand, die jedes Jahr ein nationales Treffen veranstaltet. Dieses hat den Zweck, den Dialog mit der Redaktion fortzusetzen.

Natürlich ist eine solche Zeitschrift vielen Anfeindungen ausgesetzt. Man hat ihr sogar den Vorwurf, kommunistische Tendenzen zu vertreten, nicht erspart. Dass solche Anwürfe — mag man auch über diese oder jene Stellungnahme des T. C. in guten Treuen verschiedener Meinung sein — nicht gerechtfertigt sind, zeigt der Schutz, den der französische Episkopat diesem Blatt gewährt. Bei dem eben stattgefundenen letzten Treffen war es denn auch der Erzbischof von Paris, Kardinal Feltin, der die Versammlung mit seiner Gegenwart beehrte und eine Botschaft an sie richtete.

Diese Botschaft des Pariser Oberhirten geht, wie uns scheint, weit über die engere Bedeutung der Veranstaltung hinaus und sagt viele richtunggebende Dinge über das Verhältnis der christlichen Presse und ihrer Leser, die es verdienen, auch bei uns gehört zu werden. Deshalb bringen wir diese Ansprache hier an leitender Stelle im Auszug:

Nachdem der Kardinal den einzelnen Redakteuren und den Militanten für ihre «mit den Lehren und Weisungen der Kirche übereinstimmende Arbeit» gedankt hatte, fuhr er fort:

«Die Kritiken, denen Sie ausgesetzt sind, kommen von allen Seiten. Zum Teil stammen sie von Ihren eigenen Lesern, die, wenigstens teilweise, oft aber auch ganz und gar nicht

wissen, was die Kirche lehrt, und was es heisst, das Evangelium auszulegen. Vielleicht kennt man noch das Evangelium; was aber die Kirche dazu sagte, weiss man nicht: die Rundschreiben der Päpste, die Hirtenbriefe der Bischöfe und all das, was die lehrende Kirche sich bemüht, getreu ihrer Sendung in der Welt, zu verbreiten. Die ganze Presse schweigt sich doch aus über diese Lehren der Kirche. So geschieht es, dass man sich noch sehr loyal vorkommt, wenn man als ‚erstaunlich‘ taxiert, was Sie in Bejahung dieser Wahrheiten sagen, oder wenn Sie eine Haltung einnehmen, die sich an der Haltung der Kirche orientiert. Man weiss gar nicht, dass dies die Haltung oder die Lehre der Kirche selbst ist. So ist die Unkenntnis des Lesers eine erste Ursache der Kritik.

Eine zweite stellt das Unvermögen vieler Leser dar, zu unterscheiden zwischen dem, was die Kirche der Diskussion freigegeben, und dem, was sie als gesicherte Wahrheit betrachtet. Denn es gibt Wahrheiten, über die wir nicht zu diskutieren haben, und über die Sie auch nicht diskutieren! Daneben aber gibt es viele Meinungen, die die Kirche frei lässt. Die Unkenntnis vieler Leser aber will, dass jedes Wort der Kirche gewissermassen ein Wort *ex cathedra*, eine dogmatisch letzte Entscheidung sei. Sobald Sie in Ihrer Zeitung diese Ansicht nicht teilen, verstehen Ihre Leser Sie nicht mehr, und es erhebt sich die Kritik. Diese Leser vermögen nicht zu unterscheiden zwischen gesicherter Wahrheit und freigelassener Meinung.

Ein dritter Grund der Kritiken liegt bei Lesern, die von Parteitendenzen in Fragen der Politik, der Wirtschaft und des sozialen Lebens beherrscht werden. Es steht diesen Lesern frei, ihre Meinungen zu vertreten, soweit diese nicht im Gegensatz zur Lehre der Kirche oder des Evangeliums stehen; aber ebenso sind auch Sie — mit der genannten Einschränkung — frei, Ihre besondere Meinung zu haben. Wenn nun diese Ihre Meinung mit der Ihres Gesprächspartners, der durch seine politische Gebundenheit, durch seine wirtschaftlichen Interessen oder durch seinen sozialen Konformismus voreingenommen ist, nicht übereinstimmt, dann verargt er

Ihnen das. Daher kommen seine Kritiken, die Ihnen bekannt sind, und über die ich jetzt nichts weiter sagen will. . .

Sie jedenfalls, meine Herren, müssen zuerst versuchen, die Tatsachen objektiv zu betrachten. Das ist nicht immer leicht. Denn die parteigebundene Einstellung, von der ich soeben in bezug auf Ihre Leser sprach, existiert ja auch bei Ihnen! Ausserdem, glauben Sie mir: es ist nicht immer bequem, unabhängig von der Brille, die wir vor den Augen haben, die Tatsachen rein objektiv zu sehen. Und es ist schwer, wirklich unparteiische Informationen zu erhalten. Es gibt so vielerlei Filter, die sich zwischen uns und die Tatsache selbst schieben. Es gibt so viele uns subjektiv liebgeordnete Ideengänge, Meinungen, die uns jedes Ereignis sofort in einem bestimmten Licht sehen lassen, das schon nicht mehr das wirkliche Licht ist.

Es war von jeher ein Vorzug des Redaktors, die Ereignisse objektiv zu sehen. Dieser Vorzug verlangt auch, dass man die Ereignisse im Licht des Evangeliums und der Kirche sieht und die Hierarchie der Werte wahr. Man darf nicht irgendwelchen Details einen hervorragenden Platz einräumen und die Hauptsache im Dunkeln lassen. Man muss die Ereignisse beurteilen, indem man jedes an den ihm (im Ganzen) zukommenden Platz stellt. Das ist gewiss nicht leicht, und es bedeutet für Sie eine Arbeit, die in manchen Fällen eine grosse Anstrengung erfordert.

Urteilen Sie also mit absoluter Aufrichtigkeit der Seele! Das will sagen: Suchen Sie die tiefere Absicht dessen, der etwas getan oder gesagt hat, zu erfassen. Stellen Sie das Urteil des-

sen, der ein Ereignis hervorrief, heraus, und interpretieren Sie es nicht nach sich selbst. Anerkennen Sie in aller Loyalität die führende Idee, die diesem Ereignis zugrunde liegt. Suchen Sie mit voller Aufrichtigkeit der Seele wahrzunehmen, was den Forderungen der Zeit und den Bedürfnissen der Leser am besten entspricht. . .

Eine freie Presse muss immer der Ausdruck des Wahren sein. Sie muss bei allen Gelegenheiten es verstehen, aufzuzeigen, wo die Wahrheit ist. Sie muss der Wahrheit unerschütterlich die Treue halten. Sie darf sich nicht durch irgendeine Leidenschaft, durch einen parteilichen Geist oder durch Geld beherrschen lassen. Gerade von diesen Leidenschaften und Bindungen muss man sich lösen, um sich die volle Freiheit des Ausdrucks zu bewahren. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Freiheit zu haben. . .

Sie kennen all die Erwägungen, die von rechts und von links kommen, und all die zeitbedingten Umstände, die Sie manchmal behindern, und die Ihnen nicht erlauben, Ihren ganzen Gedanken auszudrücken. Gewiss, man muss wahr sein, man muss die Wahrheit sagen. Trotzdem ist es nicht immer notwendig, die ganze Wahrheit zu sagen. Es gibt aber immer einen schicklichen Ausdruck der Wahrheit, der an die Zeit, in der man sie sagt, und an die Umstände, unter denen man sie zum Ausdruck bringt, angepasst ist. Wenn man wirklich nur um das Wahre, um ein völlig unabhängiges Urteil, um Objektivität besorgt ist, dann kann es nicht fehlen, dass einem das auch gelingt.»

Gedanken zur Filmerziehung

Das Wort «Filmerziehung» hat neuerdings einen guten Klang, und stösst wie überhaupt alles, was mit der Kinematographie und ihrem Produkt, dem Film, zusammenhängt, auf waches Interesse. Zeitschriften, die ernst genommen werden möchten, halten es nicht mehr unter ihrer Würde, ihre Leser regelmässig und immer ausgiebiger über Filmfragen zu orientieren.

Im Bewusstsein der Kreise, die sich für die geistige und moralische Gesundheit des Volkes verantwortlich fühlen, hat sich die Erkenntnis, dass der Film unter allen Beeinflussungsmitteln der Massen wohl den tiefsten und nachhaltigsten Einfluss ausübt, mehr und mehr durchgesetzt. Schon das Ausmass dieser Beeinflussung lässt uns aufhorchen: man hat errechnet, dass in der ganzen Welt an den Kassen der rund 90 000 Kinotheater, bei einem Gesamtangebot von über 42 Millionen Plätzen, jährlich an die 10 Milliarden Kinokarten gelöst werden. In der Schweiz mit ihren nur etwas mehr als 400 Kinotheatern waren es 1951 immerhin ca. 32 Millionen Eintrittskarten. Jeder Einwohner der Schweiz geht also, alles mitgerechnet (Kinder, Kranke, ältere Leute usw.), durchschnittlich sieben Mal im Jahr ins Kino.

Noch schwerwiegender bei der Beurteilung der Beeinflussung des Films auf die grosse Masse der Zuschauer fällt ins Gewicht die Häufung des Kinobesuches bei einzelnen Klassen der Zuschauer, vor allem bei den Jugendlichen. Die Fälle sind nicht selten, da Jugendliche sich nicht mehr mit einem wöchentlichen Kinobesuch begnügen, sodass eine wahre Sturzflut von Eindrücken auf sie einstürzt.

Böse Folgen häufigen Kinobesuches

Die psychologischen und die physiologischen Folgen des öfteren bis sehr häufigen Kinobesuches liegen auf der Hand. Der Film zwingt den Zuschauer so sehr in seine

Gewalt und seinen Bann, dass eine wahre «Hypnose» entstehen kann und wohl auch oft entsteht, sodass er das Geschehen auf der Leinwand so vollkommen miterlebt, dass es ihm nicht mehr gelingt, sein eigenes Leben von dem auf der Leinwand Geschehenen zu trennen und dass er sich mehr oder weniger mit den Helden der erlebten Filmgeschichte identifiziert.

Papst Pius XI. hat in seiner Film-Enzyklika «Vigilanti cura» die Gründe seelischer Beeinflussung des Films auf den Zuschauer mit folgenden treffenden Worten gekennzeichnet: «Die Macht des Films beruht auf der Tatsache, dass er durch das Bild spricht, lebendig und anschaulich. Es wird von der Seele mit Lust und ohne Ermüdung aufgenommen, auch von einer ungebildeten und primitiven Seele, die nicht die Fähigkeit hat und nicht einmal das Verlangen darnach spürt, sich mit den Abstraktionen oder Deduktionen des Denkens abzumühen; auch das Lesen und das Zuhören verlangt noch eine gewisse Anstrengung, während sie beim Filme ersetzt wird durch das ununterbrochene Lustgefühl beim Anblick der einander folgenden und sozusagen lebendigen Bilder. Im Tonfilm verstärkt sich die Macht, da die Deutung der Geschehnisse noch leichter wird und der Zauber der Musik sich mit dem Schauspiel verbindet. . . Es ist tatsächlich eine Lektüre, die sich einprägt, sei es zum Guten, sei es zum Bösen, die viel wirksamer ist für den grössten Teil der Menschen als abstrakte Erörterungen.»

So schafft denn der Film beim Zuschauer eine Mentalität, eine besondere Art zu denken, zu fühlen, zu urteilen, zu reden und zu handeln, die der Atmosphäre des Films genau nachgebildet ist. Er beeinflusst dadurch dauernd den Charakter. Es kommt beim öfteren Kinobesuch eine Art geistige «Osmose» zustande zwischen der Seele des Zuschauers und einer Film-Atmosphäre, die recht selten christlich, dafür aber umso öfter naturalistisch ist und alle trügerischen Elemente einer verfälschten Film-Wirklichkeit an sich trägt. Gegen dieses langsame Abfärben des Films auf die Seele gibt es sozusagen keine wirk-

same Waffe; denn wenige Besucher bringen die nötige innere Kraft und die geistige Klarheit mit in das Kinotheater, die es ihnen allein erlauben würden, der faszinierenden «Fata Morgana» eines raffiniert vorgebrachten Filmgeschehens sich zu verschliessen. Beim Jugendlichen erhöht sich die Gefahr der geistigen und seelischen Verbildung in dem Mass, als er im allgemeinen weniger befähigt ist wie die Erwachsenen, Wahrheit und Schein auseinanderzuhalten, denn es fehlen ihm dazu die nötigen Mass- und Vergleichswerte, die die Frucht der unersetzlichen persönlichen Lebenserfahrung sind. Die Folgen dieser Verbildung sind unabsehbar: fortschreitende Entpersonalisierung und zwangsläufige geistige Vermassung.

Gewiss, der Film ist nicht an allem schuld, und es wäre ungerecht, wollte man ihn z. B. allein verantwortlich machen für die so oft beklagte Veroberflächlichung des modernen Menschen, die Hand in Hand geht mit einem bedauerlichen Tiefstand wahrer Bildung, mit einer erschreckenden Anfälligkeit für hohle Schlagwörter und fertig übernommene Scheinlösungen, sowie mit einer offensichtlichen, geradezu epidemischen Denkfaulheit. Doch trägt der Film ohne Zweifel eine Hauptschuld an diesen Symptomen geistigen wie moralischen Tiefstandes unserer Zeit. Dabei denken wir gar nicht einmal nur an die sogenannten schlechten Filme; denn die wirklich abzulehnenden, verderblichen Werke sind relativ selten, und sie werden zumeist von der staatlichen Zensur zur öffentlichen Vorführung gar nicht freigegeben. Wir denken an den sogenannten filmischen Durchschnitt, das heisst an die grosse Mehrzahl der in den Kinotheatern gezeigten Werke. Sie sind darum auf die Dauer und in Häufung genossen besonders gefährlich, weil das Gift einer falschen Wertskala hier nur tropfenweise verabreicht und darum weniger beachtet wird.

Das ganze Problem der geistigen Beeinflussung unseres Volkes durch den Film hat aber auch eine national-schweizerische Seite. Es gibt zu denken, dass in unserem Land durchschnittlich Tag für Tag an die 90 000 Menschen der gewaltigen Beeinflussung ausländischer Werke ausgesetzt sind, einer Beeinflussung, der gegenüber leider kein wirksames Gegengewicht einheimischer Art zu denken, zu fühlen und zu handeln gegenüber gestellt werden kann. Einer Statistik der Schweizerischen Filmkammer über die 1952 in die Schweiz eingeführten Filme zufolge sind im vorigen Jahr gesamthaft 450 verschiedene Werke verzollt worden. Von diesen 450 Werken kamen 205, d. h. 45,8% aus Hollywood zu uns; Frankreich schickte uns 75 Filme (16,7%), Italien 73 Filme (16,3%), Deutschland 50 Filme (10,9%), England 18 Filme (4%), Oesterreich 12 Filme (2,7%) — um nur die wichtigsten Länder zu nennen. Wir haben selbstredend nichts gegen die Einfuhr ausländischer Filmstreifen einzuwenden; unsere Kinotheater müssten ohne diese nichtschweizerischen Streifen samt und sonders ihre Tore schliessen. Doch räumt alles Verständnis für diese Verhältnisse die Tatsache nicht aus der Welt, dass auf dem Wege über die ausländischen Geistesprodukte eine wahre Flut ausländischer, nicht selten unschweizerischer Gesinnung auf unser Volk hereinströmt.

Gegenmassnahmen

Es ist oft leichter, die Diagnose einer Krankheit zu stellen, als sie zu heilen. Bei geistigen Schädigungen liegt der Fall ähnlich wie auf dem medizinischen Sektor: sicher ist, dass eine dauernde und gründliche Heilung hier nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn es gelingt, die Quellen des Übels zu verstopfen, d. h. die erkannten schädlichen Wirkungen eines öfteren Kinobesuches nach Möglichkeit zu neutralisieren oder gar ins Positive umzuwerten. Es bieten sich zwei Wege: der erste und scheinbar naheliegendste wäre, das Übel an der Wurzel zu packen, indem man versuchte, die Qualität der gezeigten Filme in ihrer Gesamtheit systematisch und konsequent zu

heben. Das ist auch die Ansicht Pius XI., wenn er in seiner Film-Enzyklika schreibt: «Das Problem der Produktion moralisch einwandfreier Filme wäre in der Wurzel gelöst, wenn man eine Produktion einrichten könnte, die vollkommen von den Prinzipien des Christentums beherrscht wäre.» Doch er selbst ist sich der unüberwindlichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe bewusst, denn er fährt fort: «Weil wir aber überzeugt sind, dass es schwer ist, eine solche Industrie zu organisieren, besonders aus finanziellen Gründen, und weil es andererseits doch wünschenswert wäre, einen Einfluss auf die gesamte Produktion zu haben... so müssen sich die Seelsorger für die Filme interessieren...» Es ist eben eine Binsenwahrheit, dass die mächtige Filmindustrie einzig von geschäftlichen Rücksichten beherrscht wird und laufend nur Werke produziert, die auch finanziellen Erfolg versprechen, mit anderen Worten, was infolge des Besuches rentiert, d. h. dem ominösen Publikumsgeschmack entspricht. Darum bleibt schliesslich nur der zweite, langwierige, mühsame, doch auf die Dauer einzig wirksame Weg der Beeinflussung des filmbesuchenden Publikums mit dem Ziel, einerseits eine straffere Disziplin bei der Programmwahl zu erreichen und auf der anderen Seite systematisch zu kritischem Filmsehen zu erziehen. Das ist der ganze Sinn der Enzyklika «Vigilanti cura» sowie der verschiedenen, vom Episkopat einzelner Länder in den letzten Jahren erlassenen eindringlichen Hirten Schreiben (Österreich 1951, Deutschland sowie Belgien 1952; der Bischof von Basel, Msgr. Franziskus von Streng: Fasten 1953). Als erste Etappe dieser Film-erziehung muss uns vor Augen schweben eine möglichst vollkommene Desillusionierung der Filmbesucher. Es wäre schon sehr viel gewonnen, wenn es durch geeignete Aufklärung gelänge, den Bann der Faszination, die vom Film ausgeht, zu zerschlagen und dem Zuschauer eine gewisse Distanz gegenüber dem Geschehen auf der Leinwand zu geben. Das wird aber erst dann eintreten, wenn es wirksam gelingt, den Zuschauer, vor allem den Jugendlichen, dazu anzuleiten, die Schicksale seiner Filmhelden gleichsam als unbetheiliger Zeuge, bei möglichster Wahrung der inneren Freiheit, von aussen zu betrachten und zu erleben. Den Weg dazu können wir hier höchstens andeuten: der Bann der aufgebauten Scheinwelt des Films muss dadurch gelöst werden, dass man den Zuschauern immer wieder vor Augen führt, wie sehr ein Filmdrama zumeist nicht vom Leben geschrieben wurde, sondern am Schreibtisch ausgedacht und vor einer Kamera aufgebaut worden ist; ferner dass das Ganze ja bloss vor ephemären Kulissen, zumeist ohne jede innere Beziehung der Darsteller zu ihrer Rolle zwar raffiniert gespielt, doch höchst selten wirklich erlebt wird. Dazu leisten erfahrungsgemäss Lichtbilder, die einen Einblick «hinter die Kulissen des Films» gewähren, vorzügliche Dienste. Es muss mit allen Mitteln daran gearbeitet werden, die Gloriole, die den Film umgibt, ganz im allgemeinen und im besonderen in bezug auf den Starkult seines Glanzes zu entkleiden.

Hand in Hand mit der Desillusionierung des Films muss die Erziehung zum richtigen Filmsehen, oder mit anderen Worten ausgedrückt, die Anleitung zu kritischem Urteil durchgeführt werden. Zahlreiche Erzieher verschiedener Kulturländer betrachten diese Aufgabe als eine der wichtigsten und dringlichsten Forderungen moderner pädagogischer Tätigkeit. So haben vom 16.—19. Juli 1951 ca. 850 Erzieher beiderlei Geschlechtes in Paris diese Fragen sehr eingehend und befriedigend studiert. Im Jahre 1952 hat auch der «Office Catholique International du Cinéma» seine jährlichen Studientage dem Thema «Erziehung zum Film» (Madrid, 22.—25. Mai 1952) gewidmet, und kurz darauf, vom 7.—8. Juni 1952, hat sich eine Tagung «Jugend und Film», von der Schweizerischen Gesellschaft für Filmologie unter dem Patronat des Erziehungsdepartementes des Kantons Luzern und der Schuldirektion der Stadt Luzern durchgeführt, mit diesen Fragen aus schweizerischer Sicht eingehend beschäftigt. In diesem

Zusammenhang sei auch auf die vorzüglich redigierte, über 80 Seiten umfassende Doppelnummer Februar/März 1953 der Zeitschrift «Pro Juventute» über das Thema «Jugend und Film» hingewiesen, in welcher namhafte schweizerische Spezialisten zu dieser Frage zwar kurz und doch sehr anregend Stellung nehmen.

Wie wichtig das Postulat einer vertieften Erziehung zu kritischem Urteil beim Filmbesucher ist, zeigt die tägliche Erfahrung. Allen gegenteiligen Bestrebungen zum Trotz muss man immer wieder einen betrüblichen Tiefstand des kritischen Urteils bei der grossen Masse beklagen. Wäre es sonst denkbar, dass so viele Menschen Tag für Tag auf die minderwertigen, marktschreierischen, von Superlativen strotzenden Inserate hereinfallen? Dass künstlerisch und geistig minderwertige Streifen so oft einen unbegreiflichen finanziellen Erfolg erzielen, während formal und geistig wertvolle Werke nicht selten trotz aller Qualitäten wider Erwarten beim Publikum katastrophal durchfallen? Ist es nicht so, dass die Kinobesitzer sich, soweit es nur auf den geschäftlichen Erfolg ankommt, kaum um den künstlerischen Wert ihrer Filme zu mühen brauchen, solange ihnen gewisse sensationelle, nicht selten anzügliche Stoffe von den Verleihern angeboten werden?

Hier müssen wir uns für die praktische Arbeit bei dieser Erziehung darauf beschränken, unsere Leser auf die einschlägige Literatur (siehe Bibliographie) hinzuweisen und ihnen im Einzelfall die Initiative überlassen, das zu tun, was besser dient. Die beste, wenn auch oft mühsame Art der Erziehung, vor allem Jugendlicher, zu richtigem Filmsehen wird immer wieder der gemeinsame Besuch umstrittener Filmwerke mit anschliessender Aussprache sein.

Alles, was wir bisher über die schädlichen Wirkungen des Films und die Überwindung der Gefahren, die ein häufiger Besuch von sogenannten Durchschnittswerken bei einem unerfahrenen Kinobesucher schafft, sagten, möge nicht aufgefasst werden als eine Minimierung des gewaltigen Einflusses, den eine schöne Anzahl von positiven und aufbauenden, doch relativ weniger zahlreichen und dazu oft weniger besuchten Werken gerade auf die noch empfängliche Seele jugendlicher Menschen hervorzubringen geeignet sind. Doch wollten wir bewusst, in der Überzeugung, dass der Film als Ganzes genom-

men doch wohl mehr niederreisst als aufbaut, die Momente der Gefährdung mehr in den Vordergrund rücken.

Alle Probleme, die sich im Zusammenhang mit dem massiven Kinobesuch unseres Volkes stellen, werden in Kürze um ein Vielfaches vermehrt, sobald das Fernsehen auch in unserem Lande eingeführt sein wird. Denn dann werden ohne jede mögliche Kontrolle von Seiten des Staates Kinder von Eltern, die sich ihrer Verantwortung nicht bewusst sind, stundenlang in den Familienstuben für sie völlig ungeeigneten Sendungen ausgesetzt sein, und zwar masslos und bis in alle Nacht hinein. Was wird es dann nützen, dass der Staat den Kindern den Zutritt zu den öffentlichen Kinotheatern gesetzlich verwehrt, wenn dieselben Kinder auf dem Schirm der Televisionsapparate die gleichen Filme unbehindert sehen können? Die physiologischen, geistigen und moralischen Folgen werden unabsehbar sein. Die Probleme der Programm-Gestaltung für das zukünftige Fernsehen werden der schweizerischen Öffentlichkeit ohne jeden Zweifel noch recht harte Nüsse zu knacken geben. Stimmt es einen nicht im höchsten Masse skeptisch, wenn man erfährt, dass sogar in der eidgenössischen Kommission für Fernsehen anfangs Februar 1953 ein wohlmutiger und sehr vernünftiger Antrag, es mögen nur Filme für die Ausstrahlung in Frage kommen, die für öffentliche Kinotheater von den kantonalen Zensurbehörden auch für Jugendliche freigegeben wurden, die Zustimmung der Mehrheit nicht gewinnen konnte und mit dem knappen Mehr von einer Stimme (10:9) abgelehnt wurde? Allerdings ist damit das letzte Wort noch nicht gesprochen. Doch davon ein anderes Mal mehr.

Ch. Reinert.

Bibliographie:

1. Charles A. Siepmann: *Télévision et éducation aux Etats-Unis*. Unesco, Paris 1952. 138 Seiten.
2. Henri Storck: *Le film récréatif pour spectateurs juvéniles*. Unesco, Paris 1950. 252 Seiten.
(Beides aus: «La presse, le film et la radio dans le monde d'aujourd'hui», Collection d'études publiées par l'Unesco.)
3. L'éducateur chrétien en face du cinéma. Revue «Educaturs», Nr. 37, Editions Fleurus, Paris. 116 Seiten.
4. Zeitschrift «Pro Juventute», Sondernummer «Jugend und Film», Februar/März 1953, Zürich. 82 Seiten.

Zapotocky als antiklerikaler Romancier

Der jetzt 69 Jahre alte Antonin Zapotocky, seit Gottwalds Tod Präsident der volksdemokratischen Tschechoslowakei, ist in den letzten Jahren nicht nur als kommunistischer Politiker, sondern auch als Romanschriftsteller hervorgetreten: in seinen beiden bekanntesten Werken, die auch dramatisiert und verfilmt worden sind, «Neue Kämpfer werden auferstehen» und «Das stürmische Jahr 1905», behandelt er sozialistisch-kommunistische Zeitgeschichte unter starker Verwendung von Dichtung und Wahrheit aus dem Leben seines Vaters und aus seiner eigenen Karriere als «roter Gewerkschafter». Die Schwarzweiss-Malerei und primitive Darstellung von Personen und Klassen überwiegt: die tendenziöse und schlagworthafte Gestaltung der Vorgänge macht eine seriöse Besprechung seiner Schriften a priori unmöglich. Da Zapotocky heute aber Staatsoberhaupt eines Landes ist, dessen Bevölkerung auch jetzt noch als zu 75% katholisch gelten kann, wird seine Stellungnahme gegenüber der Kirche, wie sie sich in seinen Werken dokumentiert, eines bestimmten Interesses sicher sein.

Im «Stürmischen Jahr 1905» lässt Zapotocky einen Kleinbauernsohn namens Fiser vor Freunden von seinem Werdegang zum Sozialismus berichten:

«Bei uns zu Haus gab es viel Hunger. Oft gab es nicht ein-

mal ein Mittagessen. Wenn ich Hunger hatte und weinte, befahl mir der Vater zu beten. 'Wenn du betest, dann wird Gott dir zu essen geben', sagte er. Der arme Alte hat das wirklich geglaubt. Ich betete — aber es krachte mir weiter im Bauch. 'Vater, mich hungerts noch', sagte ich. 'Also bete noch! Niederknien und hübsch laut: drei Vaterunser und drei Gegrüsst seist Du, Maria. Und drei Ich glaube an Gott.' Ich kniete nieder und betete. 'Hast du immer noch Hunger?' fragte der Vater, als ich fertig war. 'Immer noch, Vater.' 'Das ist unmöglich! Dann betest du nicht ordentlich, gottloser Junge! Niederknien und weiter beten, noch einmal: drei Vaterunser und drei Gegrüsst seist Du, Maria, und drei Ich glaube an Gott'. Ich musste so lange beten, bis ich erklärte, keinen Hunger mehr zu haben. Das war die einzige Möglichkeit — sonst hätte mich der Vater vielleicht bis zum Morgen beten lassen. Und wenn ich nicht beten wollte, prügelte er mich. Er prügelte mich wie ein Unzurechnungsfähiger und so lange, bis ich zu beten anfing. Und er pflegte zu sagen, dass mich der Teufel versuche und dass man den Teufel aus dem Leib verjagen müsse. Ich sagte, dass ich keinen Hunger mehr habe, nur um Ruhe zu haben. Aber auch dann musste ich noch einmal Ich glaube an Gott beten, als Dank dafür, dass Gott mich gefüttert und vom Hunger befreit habe...

So wuchs ich heran. Ich wurde Maurer und begann Geld zu verdienen. Dann musste ich zum Militär. Bis nach Bosnien kamen wir. Dort lernte ich Türken kennen, Heiden. Nach dem, was ich in der Schule in der Religionsstunde gelernt hatte, glaubte ich, das müssten Teufel und Antichristen sein. Aber die bosnischen Mohammedaner waren zu uns österreichischen Soldaten oft sehr brav. Sie freundeten sich mit uns an und steckten uns feinen bosnischen Tabak zu. Deshalb musste ich über die Religion nachdenken. Beim Militär las ich, was mir in die Hände kam. Und als ich vom Militär heimkehrte, setzte ich das fort. Im Jahre 1894 wurde hier der Verein «Bruderschaft» gegründet. Im Verein gabs eine Bibliothek. Dort war auch ein Buch: «Das Leben Jesu»; ich weiss nicht, wie es dahin gekommen ist; dann die Lebensgeschichte von Augustin Smetana, einem aus der Kirche ausgetretenen Priester; eine Zeitschrift «Morgenröte» u. ä. Ich las alles und sann über vieles nach. Einmal kam ich mit dem Pfarrer in Dobrichowitz in eine Debatte. Ich sprach meine Zweifel darüber aus, dass die Jungfrau Maria wirklich eine Jungfrau gewesen sein konnte, da sie einen Sohn hatte. Und der Pfarrer? Er zeigte mich an. Die Gendar-

men holten mich und führten mich gefesselt nach Prag, ins Gericht auf dem Karlsplatz. Dort war ich einige Wochen im Untersuchungsgefängnis. Dann wurde ich verurteilt: zu drei Monaten strenger Haft wegen Religionsstörung. Und als ich wieder nach Hause kam, trat ich aus der Kirche aus. . . »

«Jesusmaria!» schrie Naninka Cechrová — eine ZuhörerIn — und sprang auf. «Sie sind ein Gottloser? Ich gehe fort, ich muss nach Hause — ich kann unter diesem Dach nicht bleiben!»

«Du bist aber eine dumme Gans! Kümmert Euch nicht um sie, Genosse, sie ist im Kloster erzogen worden, sie kann nichts dafür. . . »

Dieses kurze Zitat aus dem fast 400 Seiten starken Buch des gegenwärtigen tschechoslowakischen Staatspräsidenten mag den Aussenstehenden durch seine klassische Naivität erschüttern und zur Frage anregen, ob es sich dabei nicht vielleicht um ein Jugendwerk des Autors aus der Zeit revolutionären Überschwangs handle, über das er geistig längst hinausgelangt sei. Irrtum! Das Buch ist knapp drei Jahre alt, das Nachwort Zapotockys trägt das Datum November 1949!

F. G.

Israel bemüht sich um seine Araber

Schon in den langen Jahren, da der Zionismus sich um Palästina als der Heimstätte des jüdischen Volkes politisch bemühte, vertraten einige hervorragende jüdische Persönlichkeiten die Idee eines binationalen Staates, eines arabisch-jüdischen Gemeinwesens; unter ihnen der grosse Religionsphilosoph Martin Buber, der vor einigen Jahren verstorbene Rabbiner Dr. Magnes, Dekan der Hebräischen Universität Jerusalem, und Prof. Dr. Ernst Simon. Die Massen der Juden hat diese Idee allerdings niemals begeistert, und bei der Ausrufung des Staates Israel entzog ihr die Massenflucht der Araber jeden praktischen Boden. Heute macht die Zahl der Araber in Israel kaum 10 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Das Problem der Befriedung der Araber im Lande bleibt trotzdem bestehen: es hängt auf das engste mit der noch immer prinzipiell feindlichen Haltung der arabischen Nachbarstaaten zusammen. Um so bemerkenswerter erscheint es, dass Israel seinerseits den Hass nicht schürt und es an intensiven Versuchen nicht fehlen lässt, die Araber im eigenen Land ehrlich zufrieden zu stellen. Dafür im Folgenden einige Beispiele.

Die Schwierigkeit der Grenzfrage

So gut wie unlösbar ist augenblicklich noch die «Grenzfrage». An den Grenzen Israels herrscht ständige Höchstspannung, und es kommt immer wieder zu Schiessereien und zu Opfern. Die Zwischenfälle werden in der Mehrzahl von sogenannten arabischen Infiltranten hervorgerufen, die — meist aus menschlich begreiflichen Gründen, oft aber auch mit der Aufgabe, die Unruhe zu schüren — an ihre früheren Wohnorte oder in Gegenden, die auch heute von überwiegend arabischer Bevölkerung besiedelt sind, zurückkehren. Die Sehnsucht nach der Heimat, die man während der Kriegswirren verlassen hat, ist da ein ebenso starkes Agens wie der Handel mit gut absetzbarer Schmuggelware, Raub, oder die militärische Spionage. In der Zeitschrift «Hakidmah» der linksbürgerlichen Progressisten-Partei schrieb kürzlich Dr. Ilse Lindentrauss: «Es ist kein Zweifel, es bedrückt gerade die Ernsten und Besonnensten unter uns, wenn wir Woche für Woche die nüchternen Zahlen hören, wieviele arabische Infiltranten wieder getötet worden sind. Wir alle wissen, dass die Zustände an unseren Grenzen unsicher sind — wir wissen es, und doch

packt uns bei alledem oft noch zusätzlich die Angst, ob diese ewige Unsicherheit uns nicht nur politisch gefährdet, sondern nicht auch noch dazu dient, bei einem Teil unseres Volkes, und gerade bei der Jugend, die Grenze zwischen Recht und Unrecht zu verwischen und das Leben des andern, wenn es sich ‚nur um einen Feind‘ handelt, zu gering zu schätzen.» Im Zusammenhang mit diesen Erwägungen berichtet der Artikel von einem Urteil des District-Court in Tel Aviv, das für die jüdische Bemühung um gleiches Recht für die Araber bezeichnend ist. Im August 1951 wurde von einigen Wächtern einer Plantage in der Nähe von Aschdod ein Araber als Infiltrant gefangen genommen und zur Polizeistation Migdal Aschalon gebracht, wo der verantwortliche Polizeioffizier dem Wächter, der den Gefangenen führte, befahl, ihn zur nächsten Polizeistation Gederah zu bringen. Dem Araber wurden für diesen Weg die Augen verbunden. Der Wächter schlug einen Seitenweg durch die Plantage ein: seiner Aussage bei Gericht zufolge wollte er den Araber nicht nach Gederah, sondern in ein näher gelegenes Militärlager bringen. Unterwegs hat der Araber, nach Behauptung des Wächters, die Binde abgestreift, dem Wächter einen Tritt zwischen die Beine gegeben und zu fliehen versucht; daraufhin wurde er vom Wächter erschossen. Der Wächter wurde wegen Totschlags zu siebeneinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Das Urteil erklärte, der Araber sei berechtigt gewesen, zu fliehen, denn er war unberechtigterweise gefangen; und selbst wenn der Araber tötlich geworden wäre, hätte der Jude die Waffe nicht so gebrauchen dürfen, dass er damit das Leben des Arabers gefährde.

Wirtschaftliche Massnahmen

Hat dieses Verdikt eindeutig unterstrichen, dass kein Araber in Israel mit der Ausrede auf militärische Sicherheitsgründe als vogelfrei gelten dürfe, also ein der Befriedung hinderliches Negativum unter Strafe gestellt, so sind auf verschiedenen Gebieten des Alltags auch initiativ positive Massnahmen zugunsten der Araber festzuhalten. Vor allem wird seitens der israelischen Regierung daran gearbeitet, die Araber in der Wirtschaft des Landes gleichberechtigt zu machen. Aus der britischen Mandatszeit ist dem Staat Israel gerade in diesem Bereich ein unangenehmes und belastendes Erbe zugefallen: zu jener

Zeit herrschten nebeneinander drei verschiedene Lohnsysteme – Briten, Juden und Araber wurden für gleiche Leistung ungleich honoriert. Die Engländer erklärten damals auf jeden Einwand, der stark differierende Lebensstandard der drei Völker mache die Verschiedenheit nötig. Diese Begründung entbehrte zwar nicht vollkommen der Richtigkeit, doch war der diskriminatorische Beigeschmack dieses Systems von einem grösseren Effekt begleitet als die Logik, und verbreiterte den Graben zwischen Juden und Arabern. Heute erhalten die arabischen Arbeiter, Beamten, Lehrer usw. den gleichen Lohn wie ihre jüdischen Kollegen, die eine gleiche Tätigkeit ausüben. Umgekehrt sind die Araber in vielen Fällen vom gegenwärtigen israelischen Steuersystem vor den Juden begünstigt. Die arabische Landbevölkerung zahlt keine Einkommenssteuer, nur eine kleine Besitzsteuer. Die Schulsteuer in arabischen Dörfern Israels, deren Gemeindevertretungen erst über Anregung der israelischen Regierung entstanden sind, ist ganz niedrig, während zugleich das Erziehungsbudget des israelischen Finanzministeriums für arabische Dörfer um 20% höher angesetzt wurde als für jüdische. Der Gesundheitsdienst in arabischen Dörfern wird von der israelischen Regierung auf ihre Rechnung genommen, während in den jüdischen Dörfern alle sanitären und medizinischen Kosten von der Sozial-Versicherungskasse und ähnlichen, aus öffentlichen Fonds subventionierten Institutionen getragen werden. Eine Bodenreform, die für eine gründliche Hebung des Lebensniveaus der arabischen Landbevölkerung notwendig ist, kann erst vorgenommen werden, wenn die Befriedung der Araber in Israel einen höheren Grad erreicht hat. Indessen wird den Arabern in der Landwirtschaft – die zu 80% arme Landarbeiter sind – von der Regierung durch Kredite geholfen; ihre Eingliederung in den Aufbau des Staates Israel erfolgt auch durch die Heranziehung zu öffentlichen Arbeiten und in die Industrie; jüngst wurden ihnen eigene arabische Transportgenossenschaften zur Erleichterung des Absatzes ihrer Bodenprodukte in den Städten bewilligt.

Hilfe im Schulwesen

Als interessantester Beitrag des Staates Israel für den Standard seiner arabischen Bürger muss die Entwicklung der letzten Jahre im Schulwesen hervorgehoben werden. Von 10 000 Schülern und 250 Lehrern im Jahre 1949 ist das arabische Schulsystem in Israel bis Ende 1952 auf 27 150 Schüler und 750 Lehrer (davon ein Viertel Lehrerinnen) gewachsen. Der Fortschritt ist vor allem in den kleinen Dorfschulen beträchtlich: in einer Stadt wie Nazareth und in den grösseren Dörfern gab es auch zur Mandatszeit relativ gute und gutbesuchte Schulen. Professor Dr. Goitein, Dekan der Schule für Orientalische Studien an der Universität Jerusalem, hat kürzlich in einem Aufsatz als Beispiel ein mittleres Araberdorf in Niedergaliläa geschildert, dessen Schule 1948 45 Schüler unter einem Lehrer in einem einzigen Raum umfasste. 1952 gab es hier über 400 Schüler in sieben Klassenzimmern mit elf Lehrkräften, und der Unterricht wurde in zwei Schichten, vor- und nachmittags, erteilt. Gegenwärtig besuchen arabische Mädchen die Schule unter den gleichen Bedingungen wie die Jungen, während sie in der britischen Mandatszeit in den mittleren und kleineren Dörfern meist so gut wie gar nicht zur Schule gingen. Die Elementarschulen bestehen heute aus acht bis neun Klassen, früher nur deren vier oder fünf. Es fehlt im Rahmen der allgemein-israelischen Aufbauprobleme auch im arabischen Schulwesen noch an manchem, an Lehrern und an Lehrmitteln, aber der Lernerfolg ist gross. Die meisten der neuen arabischen Schulen in Israel sind auf dem Prinzip der Koedukation aufgebaut. So wie das jüdische Erziehungswesen ist auch das arabische «dezentralisiert», d. h. es ist nicht wie früher in den Händen der Regierung allein und in der Hauptstadt konzentriert, sondern vielmehr unter der Leitung örtlicher oder regionaler Erziehungsfachleute bei den Stadt- und Dorf-Verwaltungen.

Diese neue Praxis bringt automatisch eine «Demokratisierung» der Araber mit sich, die sich mit den Fragen der Heranbildung ihrer Jugend selbst zu beschäftigen haben. So ist es z. B. interessant zu erfahren, dass die örtlichen arabischen Erziehungsfachleute sehr intensiv auch für den Hebräischunterricht in den arabischen Schulen eintreten – damit den Arabern in Hinkunft auch Möglichkeiten in rein jüdischen Gebieten des Landes offen stehen.

Von grosser Bedeutung für das Verhältnis der arabischen Minorität zum Staat Israel ist die Tatsache, dass nun auch arabische Studenten an der Universität Jerusalem immatrikuliert sind. Wird diese Intelligenz der Israel-Araber positiven Kontakt mit dem Judentum und dem jüdischen Staatswesen als solchem finden, so können von diesem Moment an stärkste Impulse für die Befriedung ausgehen. Die Zahl der Nichtjuden, die an der Hebräischen Universität studieren, ist vorläufig noch gering: es sind ihrer 18. Anlässlich der Eröffnung des Akademischen Jahres gaben sie im Gebäude der Y. M. C. A. eine Party, wobei ihr Vorsitzender, Kamal Kassem, zugleich mit anderen Arabern, die alle tadellos hebräisch sprachen, formell erklärte, sie fühlten sich durch die Bank an der Hebräischen Universität durchaus zu Hause, dank der freundschaftlichen Haltung der übrigen Studenten und der Hilfsbereitschaft der Universitätsbehörden selbst. Kassem sprach den Wunsch aus, dass noch viel mehr arabische Studenten an der Hebräischen Universität studieren sollten, und äusserte verschiedene Vorschläge, wie die Beziehungen zwischen der arabischen und der jüdischen Jugend in Israel inniger zu gestalten wären. Der Rektor der Universität, Professor Mazar, wies seinerseits auf die verschiedenen Völker und Kulturen hin, die durch lange Zeitläufte hindurch im Lande Israel Seite an Seite existierten: so haben z. B. zu König Salomos Zeiten Ismaeliten wichtige offizielle Stellungen im Lande innegehabt; ein Ismaelit war der Haushofmeister über den Tross der königlichen Kamele und Schafe. Der ausübende Vizepräsident der Universität, Dr. Senator, erinnerte an den verstorbenen Dr. Magnes und dessen Wunsch; zur Stärkung der jüdisch-arabischen Beziehungen viele arabische Studenten an der Hebräischen Universität zu sehen, und gedachte zugleich des jahrhundertelangen Kampfes der Juden in der Diaspora um bürgerliche und nationale Gleichheit. Professor Simon unterstrich, dass die arabischen Studenten hier ihre nationalen Charakteristika und ihre Individualität durchaus bewahren und nicht daran gehindert werden sollen, ihre Ansichten auszudrücken. Und Herr Ben-Or von der Minderheiten-Sektion am Kultur- und Erziehungsministerium versprach namens der Regierung, eine grosse Zahl von Stipendien für arabische Studenten bereitzustellen.

Aus der jüngsten Zeit sind schliesslich noch zwei Ereignisse zu melden, die für die israelischen Bemühungen um die seelische Gewinnung der Araber im Land zeugen. Da ist die Gründung einer «Liberalen arabischen Mittelpartei» zu erwähnen, zu der es mit Hilfe der Partei der bürgerlich-liberalen «Allgemeinen Zionisten», die vier Portefeuilles im israelischen Kabinett innehat, gekommen ist: diese neue Partei, die ein Bollwerk gegen den in gewissen arabischen Kreisen wirksamen kommunistischen Einfluss darstellt, hat bei den Munizipalwahlen im grossen Dorf Abu Gosch bei Jerusalem mit der Erringung eines der fünf Ortsratsitze ihren ersten Erfolg erzielt. Starke Resonanz hat ferner die Übergabe eines neuen Dorfes bei Ramleh an fünfzig durch die Kriegereignisse aus ihren Wohnorten vertriebene israelische Araberfamilien gefunden, die neunte Gruppe, die durch die israelische Regierung wieder angesiedelt wurde. Jede Familie erhielt ein Ziegelhaus mit Olivenbäumen und bewässertem Ackerland. Bei der Übergabe des Dorfes sprachen Aussenminister Scharett und Landwirtschaftsminister Naphtali; Scharett erklärte in arabischer Sprache: «Wir alle blicken auf dieses Dorf, es soll eine der Wunden des Krieges heilen und ein neues Leben einleiten, das auf innerer Harmonie, loyalem Staatsbürgerdenken und frucht-

barer Arbeit beruht.» Im Namen der Dorfbewohner dankte ihr Stammeschef Scheich Jussef el Dscharuschi, dass Israel den Arabern ein fertiges Dorf übergebe, zu einer Zeit, da tausende

jüdische Einwanderer in Zelten leben müssen. Solche Hilfe, solche mitleidsvolle Liebe nach dem Unglück tue wohl.

F. G.

Ex urbe et orbe

Der Katholizismus in Latein-Amerika

Unter diesem Titel vereinigt das Bulletin 9 der «Union Internationale de la Presse Catholique» eine Reihe wertvoller Artikel verschiedener Zeitungen und Zeitschriften¹ der jüngsten Zeit, die sich mit der schwierigen Lage der katholischen Kirche in den Ländern Lateinamerikas befassen. Die Autoren geben Gewähr für sachliche Berichterstattung: So stammt der Artikel aus «La Croix» von einem Geistlichen Equadors (M. Eссор); die Beiträge im «Tablet» sind von R. P. Ellis geschrieben, der vergangenen Sommer sechs Länder Südamerikas besuchte, dabei mit sechs Kardinälen und zahlreichen prominenten Persönlichkeiten persönliche Aussprachen führte; während wir die Artikelserie aus «Droit» der Feder eines kanadischen Geistlichen (R. P. Ferragne), «Pfarrer von Rica Aventura in der chilenischen Wüste» verdanken.

Im Wesentlichen ergibt sich folgendes Bild: Für ein Drittel der Katholiken der Welt (für Südamerika) steht nur ein Siebtel der Geistlichen der Welt zur Verfügung. Der Protestantismus entwickelt sich. Der Kommunismus bedroht den Kontinent. Dazu kommt, dass der Bevölkerungsanstieg dieses Weltteils grösser ist als irgendwo anders!² Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass das Elend gross ist: M. Eссор schreibt: «Es gibt hier alle Formen wirtschaftlichen Elends. Die sozialen Unterschiede sind viel profilierter als in Europa. Es gähnt ein Abgrund zwischen dem Grossgrundbesitzer und dem verelendeten Indianer, dem Sklaven eines Landes, das ihm nicht mehr gehört.»

Der Priestermangel

Die Lage in fünf Ländern beschreibt R. P. Ellis folgendermassen:

Kolumbien: Hier gibt es 3083 Priester (1815 Diözesangeistliche und 1268 Ordensgeistliche). Das ergibt einen auf 3535 Personen. Die Proportion ist nicht die schlechteste, aber man muss berücksichtigen, dass viele nicht für die Pfarrseelsorge verwendet werden.

Peru: 1351 Geistliche (wovon 603 Ausländer) für mehr als 6 Millionen Katholiken. Das ergibt einen für 4526 Gläubige.

Chile: 2276 Priester für ungefähr 6 Millionen, die grössten-teils Katholiken sind; d. h. einen für 2635.

Uruguay: 164 Diözesanpriester (nicht eingerechnet eine Reihe Ordensleute) auf 2,5 Millionen. Im letzten Jahr gab es für das ganze Land nur 8 Seminaristen! 1951 wurden 8 Welt-priester geweiht.

Brasilien: 1947 gab es 6349 Priester (2930 Weltpriester und 3419 Ordenspriester) für über 50 Millionen Einwohner. Heute wird die Zahl der direkt in der Seelsorge tätigen Geistlichen auf 3000 geschätzt, neben 4000 anderwärts beschäftigten. In der Erzdiözese von Rio de Janeiro (in der es zwei Grosstädte mit jeweils mehr als zwei Millionen Einwohnern gibt) standen 1951 nur 4 Seminaristen vor der Priesterweihe.

Man versteht angesichts dieser Zahlen den Ausspruch eines einstigen Ministers in Uruguay: «Der Kirche droht der Verlust eines Kontinents.» Man versteht ferner, wie wohl-begründet die Aufrufe der Kongregation der Propaganda Fidei an die Ordensleute sind!

¹ La Croix: 3. Februar; Tablet: 24. und 31. Januar; Droit (Ottawa): 13., 14., 15. Januar.

² «Bulletin de population» des Nations Unies, Dezember 1952.

Gründe für diese Lage

Wie erklärt sich dieser Priestermangel in einem Land, in dem der katholische Glaube doch so tief verwurzelt ist? P. Ellis gibt folgende Hauptursachen an:

1. Die schlechten Beziehungen zwischen Kirche und Staat seit einem Jahrhundert.

2. Die positivistischen und rationalistischen Einflüsse von Frankreich und anderen Ländern auf Südamerika.

3. Die Armut der Kirche, speziell in einigen Ländern, wie in Peru. Diese Armut hat zur Folge, dass Pfarrschulen praktisch nicht vorhanden sind.

4. Der Graben, der Klerus und Laien trennt. «Abgesehen von der Taufe und der Eheschliessung gibt es nur seltene Gelegenheiten, bei denen sich Klerus und Laien gegenseitig helfen oder für das Wohl der Kirche zusammenarbeiten können.» Dies bestätigt auch P. Ferragne, wenn er schreibt: «Für nur allzu viele Katholiken Lateinamerikas beschränkt sich der Katholizismus auf einen Lebensstil, für den die Gegenwart des Priesters belanglos ist. „Keine Priester“ das bedeutet: die religiöse Unwissenheit greift um sich.» Und Eссор bemerkt zu diesem Thema: «Der Lebensstil des Katholizismus hier bei uns kann häufig nicht als lebendiger Katholizismus bezeichnet werden. Die grosse Masse unserer Leute ist zwar getauft, es fehlt ihnen aber eine solide religiöse Unterweisung. Die religiöse Unwissenheit ist ein fast allgemeines Übel, und auch die höchsten Kreise der Gebildeten machen darin keine Ausnahme. Es gibt weite Landstriche, in denen man die Kinder taufen lässt, sich hin und wieder ein religiöses Fest leistet und den Priester — wenn einer da ist — an das Sterbelager ruft. Das ist aber auch alles.»

Das Anwachsen der Protestanten

Dieses kaum entwickelte religiöse Bewusstsein bildet den Hintergrund, auf dem das erstaunliche Anwachsen der Protestanten gesehen werden muss. Die Meldungen gehen hier zwar auseinander: nach den einen ist ihre Zahl von 708 000 im Jahre 1925 auf 4 700 000 heute angestiegen. Andere bestreiten diese Angaben und meinen, man müsse sich differenzierter ausdrücken und sagen, es gäbe heute 1 334 000 überzeugte Protestanten und 4 870 477 Sympathisanten des Protestantismus, dem eine Zahl von 3484 ordinierten und 13 246 nichtordinierten Religionsdienern zur Verfügung stünden.³ Wie dem auch sei, das Anwachsen ist unbestreitbar (wenn auch anderseits immer noch diese 1—4 Millionen auf eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 100 Millionen Einwohner so gut wie bedeutungslos erscheinen mögen).

Eссор schreibt dazu: «Vor dreissig Jahren bedeutete ein protestantischer Betsaal in unseren Städten eine Kuriosität. Heute haben sich die Dinge in allen Ländern Südamerikas gründlich verändert. Durch ihre Misserfolge in den letzten 50 Jahren angestachelt, haben sich die Protestanten fest vorgenommen, nicht zu ruhen, bis sie die aus alter Tradition katholischen lateinamerikanischen Völker zum Protestantismus ‚bekehrt‘ haben würden. Überall mehren sich ihre Bet-

³ Diese Zahlen gibt Eссор in «La Croix» an, wobei er sich auf die Zeitschrift «Latinoamerica» beruft.

säle. Yankee-Missionäre oder Kreolen predigen mit Eifer auf unseren Plätzen und in unseren Strassen; die Zeitungen bringen auf der ersten Seite ihre Gottesdienstordnung; das Radio, das sie als bestes Verbreitungsmittel betrachten, ist, wenn auch gewiss recht diskret, äusserst wirksam. Das stärkste Anziehungsmittel für das Volk stellen die materiellen Vorteile dar: Geld, unentgeltliche Schulen, Spitäler und sogar Radioempfänger.»

Wagenmissionen dringen in die abgelegensten Gegenden ein. In Quito wurde eine solche Aussenstation eingerichtet, die als die leistungsfähigste von ganz Lateinamerika gilt. Eine andere ist im Entstehen. P. Ferragne schreibt: «In einem der tiefen Andentäler traten zwei Dörfer zum Protestantismus über, weil der protestantische Prediger sie häufiger besuchte als der katholische Priester.» Die Marienverehrung bildet oft den einzigen Damm: «Nehmt die Marienverehrung fort, und sie sind schon Protestanten! Von allen Sakramenten haben sie praktisch nur das Sakrament der Taufe bewahrt. Der Glaube, den sie noch haben, ist dem der Protestanten nicht unähnlich. Könnten wir nur eine grosse Zahl Priester über ganz Südamerika verteilen!»

Die kommunistische Gefahr

Nach einem Artikel des «Droit» (vom 27. Dez. 1952) befindet sich das Zentrum der kommunistischen Tätigkeit für Lateinamerika in Brasilien (obwohl die kommunistische Partei dort untersagt ist). Der Kontrast zwischen Luxus und

Elend sowie die aussergewöhnlich reichen aber nicht ausgebeuteten Schätze des Landes stellen für den Kommunismus ein ideales Arbeitsfeld dar. Diese Überlegungen stimmen mit denen des P. Ferragne überein, der schreibt: «Wir Priester (aus Kanada), die wir unter den Arbeitern der Salpetergruben tätig sind, sehen den Kommunismus jeden Tag am Werk. Wir werden von der Dringlichkeit der Arbeit, die eine soziale Erziehung im christlichen Geist erfordern würde, fast zermalmt. Wir fürchten, wir seien vielleicht bereits zu spät gekommen. Was wir tun, ist leider gar wenig im Vergleich zu dem, was getan werden müsste...»

Die ausserordentlich rasche industrielle Entwicklung der südamerikanischen Länder fordert umso dringlicher die Lösung der Probleme, die Hunger und Elend stellen. Diese Länder sind so reich an Grundstoffen, dass sie wahre Vorratskammern für eine glücklichere Menschheit darstellen könnten. Das gewaltig anwachsende Proletariat Südamerikas wird sich geschlossen hinter den ersten stellen, der ihm wirtschaftliche und soziale Besserstellung zusichert, die es jetzt ernstlich erstrebt. Wird es der Kirche gelingen, dem kommunistischen Materialismus, der zur Revolution und Enttäuschung führen wird, zuvorzukommen?»

Das sind die Probleme. Natürlich beanspruchen diese Auszüge nicht, einen vollständigen oder endgültigen Überblick zu geben, wie die Artikel, denen sie entnommen sind, auch ihrerseits betonen. Trotzdem überrascht die Feststellung einer weitgehenden Übereinstimmung von Berichten so verschiedener Herkunft.

Ein Hilferuf aus Marokko und seine Bedeutung

«Ich bin kein Intellektueller. Ich kannte Sie bis vor wenigen Tagen nicht. Ich zögerte, Ihnen zu schreiben. Aber Sie sollen wissen, wie es hier für uns Alle stärkend gewesen ist, in diesem schrecklichen Augenblick zu sehen, dass wir nicht verlassen waren und dass Franzosen sich als unsere wahrhaften Brüder zeigten... Lassen Sie uns nicht allein!»

Diese Zeilen wurden von einem einfachen Marokkaner aus Casablanca an François Mauriac gerichtet. «Ich zitiere diesen Brief unter so vielen anderen, weil er der letzte dieser Art war, den ich erhielt», schreibt Mauriac. Er wurde nach den blutigen Ereignissen in Casablanca geschrieben, bei denen es nach offiziellen Nachrichten 34 Tote gab, nach inoffiziellen aber Hunderte. Von Sach- und Ortskennern wie von bekannten Persönlichkeiten des «Centre des Catholiques Intellectuels» wurden genaue Untersuchungen vorgenommen. Sie förderten keine rühmenswürdigen Tatsachen ans Tageslicht und zeigten, dass von französischen Persönlichkeiten und Amtsstellen schwere Missgriffe begangen wurden. Diese Enquêtes wurden in Frankreich veröffentlicht und François Mauriac nahm sie zum Anlass, die Gewissen wachzurütteln.

Die Vorkommnisse gehen weit über den Rahmen eines bestimmten, noch so bedauernswerten Ereignisses hinaus. Was damit gesagt sein soll, wird vielleicht deutlich, wenn wir an die Worte erinnern, die auf dem Sockel eines Denkmals in Casablanca für Marschall Lyautey in Stein gemeisselt sind: «Aus meinem ganzen Herzen und durch meine ganze Erfahrung glaube ich, dass Frankreich dann diesem Land am besten dienen und sich in ihm eine dauernde Niederlassung sichern wird, wenn es das Herz und die Seele dieses Volkes sich zu Herzen nimmt.»

Die Seele und das Herz des marokkanischen Volkes, wie aller Völker Nordafrikas und des Mittleren Orients, sind aber mohammedanisch, weshalb selbst der streng katholische Marschall Lyautey mit allen seinen Kräften darauf hinarbeitete,

einem verfallenen Sultanat wieder seinen wahrhaften, mohammedanischen Glanz zu geben, und darauf achtete, dass alle Vorschriften und Feste der mohammedanischen Religion streng eingehalten wurden. Er hielt dies für umso notwendiger, als Marokko seit dem 11. Jahrhundert das Kalifat der westlichen mohammedanischen Welt war und der Sultan selbst, nach dem Kalifen, der einzige Souverän, der den Titel trug «Amir el Mominin», d. h. Chef der Gläubigen. In seinem Namen beten die Gläubigen nicht nur in Marokko, sondern auch in einem Teil von Schwarz-Afrika. Die Autorität, so vorzugehen, nahm Lyautey vor allem aus seinem eigenen, festgefühten katholischen Glauben, ganz abgesehen von der Tatsache, dass der Islam nicht assimilierbar ist. Aus ähnlichen Gründen gehen die Jesuiten in ihren berühmten Kollegien in Nordafrika und dem Mittleren Orient denselben Weg. Wenn ein Reporter in einer sehr ernst zu nehmenden Artikelserie — auf die auch Mauriac hinweist — erzählt, wie er in einem solchen Kolleg in Marokko am Abend gleichzeitig das Ave Maria von den Christen singen hörte, während die mohammedanischen Zöglinge an deren Seite beteten, wenn er darauf verwies, dass dort vom 13. bis 15. Jahr den christlichen Schülern die mohammedanische Formation nahegebracht und verständlich gemacht wird, da man ohne sie keinen Zugang zum Mohammedaner haben könne, dann wird die Bedeutung dieser Art, zu einem gegenseitigen Verständnis zu kommen, klar.

Aber das ist nur ein Aspekt. Alle wirklichen Beobachter und Kenner der mohammedanischen Welt sind in einer Hinsicht einer Meinung: das religiöse Leben des Mohammedaners ist so tief, dass von ihm aus seine ganze übrige Haltung bestimmt wird. Nun ist aber ein nicht unwesentlicher Teil der Elite der jüngeren und der jungen Generation in einen immer tieferen Gegensatz zu den «Weissen» oder der Schutzmacht — vor allem Frankreichs — gekommen. Aus ihrem religiösen Glauben heraus? Nein! Auch nicht aus materiellen oder poli-

tischen Gründen. Aber diese Generationen formten in den Schulen und Universitäten der Schutzmacht ihren lebhaften Intellekt quasi in einer «geistigen Emigration». Sie wurden «modern», während die meisten Gebräuche und Ansichten in ihrem Heimatland gleich blieben, da sie im engsten Zusammenhang mit den religiösen Gebräuchen und Gedanken waren. Dadurch entstanden wiederum in der Seele dieser Generationen umso unerträglicher werdende Spannungen, als sie, intellektuell gesehen, der jungen Generation der «Andern», der Weissen, oder wenn man will der Christen, kaum nachstanden. Hinzu kommt, dass das Prinzip des Laizismus, das ganz besonders Frankreich in seinen Unterrichtsmethoden durchführt, gerade eine Jugend in innere Konflikte bringen musste, die an die Einheit des religiösen Prinzips und der Haltung im gewöhnlichen Leben gewohnt war. Es entstand dadurch eine innere und äussere Unsicherheit, die den jungen Menschen so oder so zu Extremen neigen liess. Abgesehen davon: wenn der vorerst primitive Mensch bemerkt, dass er das, was der andere «kann», auch fertig bringt, bildet er sich leicht ein, dass z. B. ein guter Advokat auch fähig sein müsse, eine komplizierte Behörde oder gar einen Staat leiten zu können. Er übersieht dabei, dass hinter dem Fachwissen eine jahrhundertalte Kultur, ein Erbe und ein religiöser Fundus stehen, die nicht einfach übertragbar sind. Während also alle objektiven Beobachter und Kenner der islamischen Welt Nordafrikas ausnahmslos der Auffassung sind, dass die gegenwärtigen Generationen noch nicht fähig sind, einen modernen Staat zu führen und zu verwalten, sind diese Generationen selbst zu einem grossen Teil vom Gegenteil überzeugt. Sie geben ohne weiteres zu, dass die neuen Städte, die Häfen, die Verkehrsstrassen und Verkehrsmittel, die Hospitäler, Schulen und Universitäten usw. das Werk der Schutzmacht sind, und dass ohne diese Errungenschaften sie selbst wahrscheinlich noch weit davon entfernt wären, irgendwelche Ansprüche stellen zu können; aber sie sind der Auffassung, dass sie jetzt dieser Hilfe nicht oder nur noch beschränkt bedürfen, und dass es daher für die Schutzmacht an der Zeit sei, von der Bühne abzutreten.

Diese an sich natürliche Entwicklung hatte Marschall Lyautey längst vorausgesehen, und es soll auch betont werden, dass es sich nicht um eine einseitige und völlig ungerechte Entwicklung handelt. In einem Zirkular vom 18. November 1920 — sage und schreibe nach dem Aufwachsen von fast zwei Generationen! — bemerkt er, dass jetzt die Zeit gekommen sei, ernsthaft an die Beteiligung der mohammedanischen Elemente an den öffentlichen Geschäften zu denken. Nicht umsonst habe man durch die ganze Welt das Wort von der Selbstbestimmung der Völker und die Ideen der Emanzipation wie der revolutionären Entwicklung lanciert. Und er fährt wörtlich fort: «Man muss sich davor hüten, zu glauben, dass die Marokkaner dieser Bewegung lange entgehen. Man kann sicher sein, dass neben uns, uns unbewusst, eine ganze Bewegung von Ideen, geheimen Zusammenkünften, Kommentaren über die Weltereignisse und die Lage des Islams im Begriff ist, sich zu entwickeln, und dass alles dies eines Tages feste Gestalt annehmen und platzen wird, wenn wir uns nicht vorher damit beschäftigen, und wenn wir nicht ohne Verzug die Führung dieser Bewegung übernehmen. Ich kenne sehr wohl die praktischen Schwierigkeiten. Wir haben die direkte Verwaltung in der Hand; die Beamten kommen aus Frankreich, die Offiziere aus Algerien. Und wir sind nicht geduldig.»

Wieviele Franzosen von diesen Warnungen nichts wissen wollten, zeigt, dass 1948, also beinahe 30 Jahre später, einer französischen Wochenzeitschrift in Marokko verboten wurde, dieses Zirkular des eigentlichen Schöpfers des modernen Marokkos zu veröffentlichen. Heute noch durchbricht allzuoft eine Anzahl mächtiger Kolonisten den guten Willen der französischen Regierung und stellt sich einer verständnisvolleren Behandlung des Problems entgegen. Gewiss, es ist menschlich verständlich, wenn diese Willensnaturen auf ihr Werk,

ihre Arbeit, mit Stolz hinweisen und sagen: «Wir haben das auf unsere Weise geschaffen, und wir lassen uns nicht von Leuten dreinreden, die von alledem nichts oder nur wenig verstehen oder die eifersüchtig auf unsere Erfolge sind.» Nicht zu Unrecht weisen diese Kolonisten darauf hin, dass, wenn heute Frankreich sich zurückziehen würde, das ganze bisher geschaffene Werk zusammenbrechen müsste. Aber das Wort von Charles Péguy, «la politique, fille de la théologie», gilt nirgends so sehr wie beim Islam und seinen Völkern, wo das religiöse Oberhaupt zugleich das politische ist. Die geistige Einheit ist so eingewurzelt in diesem Volk, das keine nationalen, sondern nur religiöse Grenzen kennt, dass jeder Versuch, diese Einheit in ihr Gegenteil zu kehren, oder sie gar zu vernichten, scheitern muss. Nur wer den Mohammedaner, also den Gläubigen, als Freund gewinnt, wird ihn auch zum politischen Freund erhalten. Wer aber kann dem gläubigen Mohammedaner ein besserer Freund sein als der gläubige, seine Religion praktizierende Christ? Ein lebendiges Beispiel dafür war Lyautey, sind die Jesuiten und andere Missionare, ist jener Protestant und seine kleine Equipe, die in der Bidonville in Casablanca wahre Wunder durch ihre Nächstenliebe zustande brachten, so dass ihnen auch nichts während der Revolten geschah, die sich gegen alle «Weissen» richteten.

Wir wissen wohl, dass demgegenüber die Kolonisten zu einem grossen Teil behaupten, die Araber würden sich nur dem unzweideutigen Befehl oder der «starken Faust» beugen; ohne das sei kein Auskommen mit ihnen möglich, beziehungsweise sie würden sich sonst nicht der notwendigen Arbeit und Disziplin unterziehen. Ihre eigene Erfahrung und ihre bisherigen nicht gering zu schätzenden Erfolge scheinen diese Auffassung zu bekräftigen. Was diese Pioniere aber unterschätzen, ist der Wandel der Zeiten. Abgesehen davon, dass die aus der religiösen Disziplin abgeleitete Arbeitsdisziplin anderer Natur ist als diejenige, die der Arbeitgeber fordert (niemand hat dies besser verstanden als jener grosse Unternehmer, der einem Reporter gegenüber sagte, dass alle seine guten Beziehungen zu den Arbeitern auf dem Koran beruhen), wird die geistige Unsicherheit, von der wir oben sprachen, völlig falsch eingeschätzt. Sie hat eine dreifache Ursache: einmal die inneren Spannungen, denen der junge Mohammedaner, der den Westen kennenlernte, ausgesetzt ist; zweitens der rein materialistische Geist der Marxisten, vor allem der Kommunisten, dem sich der mohammedanische Arbeiter plötzlich gegenüber gestellt sieht, und dem er, obwohl er ihn nicht mit seinen religiösen Traditionen vereinen kann, geneigt ist den Vorzug zu geben, weil er sein drückendes materielles Elend erleichtern will und schon erleichtert hat; und schliesslich die Unsicherheit im religiösen Islam selbst, von der jede Religionsgemeinschaft ergriffen wird, die sich einer neuen Zeit und neuen Methoden der Erziehung anpassen muss.

Haben christliche Gläubige nicht auch oft unter dem zu engen Horizont mancher noch so gut meinender Kleriker gelitten, denen das Verständnis für neue Verhältnisse und neue Methoden abging, und die nur in den altbewährten die Rettung vor einer sich revoltierenden Welt sahen? Und haben solche Übergangszeiten nicht immer wieder tiefe Unruhe unter den Gläubigen hervorgerufen, bis dann auf einer höheren Ebene ein neues Gleichgewicht der geistigen Kräfte gefunden wurde? — In dieser Situation befindet sich heute ein sich in seinen Methoden erneuernder Islam. Er versucht, die vom Westen und nicht zuletzt von den Weltkriegern aufgerüttelten und durcheinandergerüttelten mohammedanischen Völker auch religiös zu erneuern. Es handelt sich also um eine völlig andere Lage, als es diejenige war, in der selbst die humansten Kolonisten ihre Erfolge hatten. Diese andere Lage aber erfordert ein neues Verstehen und vor allem eine tatkräftige Hilfe. Wer aber könnte diese am nachhaltigsten geben als der verstehende Christ, der christliche Bruder? Glaubt man, es sei von ungefähr, wenn es fast ausschliesslich authentische Christen waren, die von den mohammedanischen Völ-

kern als Freunde betrachtet und behandelt wurden? Ein Marschall Lyautey wurde von den Marokkanern nicht verehrt, weil er Städte, Strassen, Häfen baute, sondern weil er als gläubiger Christ — Marokkaner war, d. h. sich mit der Seele und dem Herzen dieses Volkes verband. Demgegenüber klingt das Wort von der Selbstbestimmung der Völker hohl und abstrakt, denn was diese religiösen Völker wollen, ist durchaus nicht in erster Linie ihre Selbstbestimmung. Bestimmen wird hier immer vor allem und jedem ihr religiöses Oberhaupt, das zugleich das politische ist. Nein — sie wollen vor allem verstanden sein, Hilfe für ihre seelische und leibliche

Not erhalten. In diesem Sinne hat der eingangs erwähnte Hilferuf des einfachen «Mannes von der Strasse» seine tiefste Bedeutung: «Lassen Sie uns nicht allein!» Henri de Lubac S. J. sagt: «Wir haben nicht die Mission, die Wahrheit triumphieren zu lassen, sondern für sie zu zeugen.» Die Lösung all dieser Probleme liegt hierin: religiös, geistig, politisch, materiell haben wir für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, und da dies seitens authentischer Christen in Marokko, in Nordafrika gemacht wurde, ertönt der Hilferuf: «Lassen Sie uns nicht allein!»

H. Schwann.

Was liest der Engländer?

Psychologie

God and the Unconscious. By Victor White O. P., mit einem Vorwort von C. G. Jung. (The Harvill Press, London. 21 shilling.)

Es ist dem verhängnisvollen Einfluss der Freudschen psychoanalytischen Schule zuzuschreiben, dass weite Kreise heute die Ansicht vertreten, religiöser Glaube und religiöse Praktiken könnten von der psychologischen Erkenntnis aus fort erklärt werden. Im «Zwielicht der Götter», wie Father White den modernen Unglauben bezeichnet, vermeint man die Erklärung von Phänomenen gefunden zu haben, die einst der göttlichen oder diabolischen Einwirkung zugeschrieben wurden. Die von Jung ausgehende Richtung der modernen Psychologie tritt diesem Irrtum mit Nachdruck entgegen, und es ist die Absicht des bekannten englischen Dominikaner-Psychologen, in diesem Werk eine Reihe der Beziehungen zwischen Tiefenpsychologie und Theologie aufzudecken. Jung betont die psychologische Wichtigkeit des religiösen Faktors; dem Katholiken geht es um die Klarstellung, ob der Ursprung dieser Religiosität im Menschen selbst, also auf pragmatischem Boden, oder aber ausser ihm zu finden ist. P. White fällt es nicht schwer, Letzteres zu zeigen, wie auch, dass die Freudsche Ueberbetonung des Sexuellen und die ebenso einseitige Adlersche Betonung der Quelle psychischer Energien den übernatürlichen Einwirkungen nicht gerecht werden können.

In einer Reihe von Essays geht der Autor auf die Beziehung ein, z. B. zwischen «Psychotherapie und Ethik», «Analytiker und Beichtvater», «Offenbarung und dem Unbewussten», «Teufeln und Komplexen». Im besonderen wird hier die grosse Bedeutung der thomistischen Philosophie dargelegt. Der heilige Thomas mag sich der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit entsprechend ausgedrückt haben; P. White deckt die überraschende Übereinstimmung des grossen Meisters mit manchen Seiten moderner psychologischer Forschung auf, zum Beispiel, wie zwischen der thomistischen «schwarzen Galle» und dem modernen «libido» keineswegs der vermeintliche wissenschaftliche Abgrund von sieben Jahrhunderten besteht, da es beiden um dasselbe zu tun war. Pater White zeigt sehr anschaulich, dass sowohl der Theologe wie auch der Psychologe, jeder in seiner Sprache, richtige Ansichten formulieren können. Das Sakrament der Busse etwa ist keineswegs jener Kursus in Psychoanalyse, als den viele Christen es heute anzusehen scheinen. Das Sakrament bezieht sich auf bewusste und gewollte Handlungen, während es dem Analytiker hauptsächlich um ungewollte Ausdrücke des Unbewussten zu tun ist. Während der Beichtvater aber Sünde von Neurose zu unterscheiden imstande sein sollte, kann der Analytiker dem bewussten Leben seines Patienten nicht gleichgültig gegenüberstehen, und indem er sich bemüht, ihm einen angemesseneren Lebensblick zu vermitteln, muss er sich gedrungenerweise mit Fragen der Moral auseinandersetzen. Da Pater White sowohl Theologe wie auch Psychologe ist, gelingt es ihm, die wechselseitige Abhängigkeit beider Wissensgebiete zu zeigen, und zwar in einer Sprache, die den Vertretern beider Richtungen verständlich ist. Ein Vorwort von Professor

Jung wie auch die beigegebene Darlegung der analytischen Psychologie von Professor Gebhard Frei S.M.B. unterstützen die Ansichten des Autors weitgehend. Der Dominikanerpater ist aber keineswegs unbeschränkter «Jungianer»; dem Doctor Angelicus jedoch hält er stets die Treue. Das Buch ist sowohl dem Spezialisten wie dem Laien zu empfehlen.

Hl. Schrift

Ein neuer Bibelkommentar

Kürzlich wurde im Londoner Challoner Club ein Empfang veranstaltet anlässlich der Herausgabe eines grossen neuen englischen Bibelkommentars, bei dem Kardinal Griffin, der Erzbischof von Westminster, erklärte: «Es ist leider wahr, dass es noch immer Leute gibt, die den Wahn hegen, die Bibel sei ein von Martin Luther aus dem katholischen Haus gerettetes Gespenst. Die Kirche hat nie das Lesen der Bibel in den genehmigten Übersetzungen verboten, obwohl sie immer darauf bestanden hat, dass sie durch die ihr von Christus aufgetragene Lehrautorität die Macht der Auslegung des inspirierten Wortes Gottes besitzt. Wir haben genügend Beweise in der heutigen Welt, die zeigen, dass private Auslegungen letztlich zu Glaubensabweichungen und Irrtümern führen.» Kardinal Griffin wies darauf hin, dass die Herausgabe dieses neuen, einbändigen Kommentars in direktem Einverständnis mit den Wünschen des Heiligen Vaters stünde. «Dieser Kommentar gibt uns allen, nicht nur den Gelehrten, Gelegenheit zum Verständnis der Heiligen Schrift und der kirchlichen Lehren. Ich bin überzeugt, dass dieses grosse Forschungswerk nicht nur den Katholiken dienlich sein wird, sondern allen, die sich um das inspirierte Wort Gottes interessieren.»

Das Werk ist das Ergebnis einer neunjährigen Tätigkeit von insgesamt 45 Gelehrten, unter der redaktionellen Leitung von Dom Bernard Orchard O.S.B. und Pater Edmund F. Sutcliffe S.J. Es war die Absicht der Herausgeber, die Ergebnisse der internationalen Bibelforschung der letzten fünfzig Jahre zusammenzufassen und der englisch sprechenden Welt zugänglich zu machen. Eine französische und spanische Uebersetzung ist in Vorbereitung.

Die Mitarbeiter des Kommentars setzen sich aus Gelehrten von England, Australien, Kanada, Irland, Malta und den Vereinigten Staaten zusammen. Ein deutscher Mitarbeiter ist Professor Dr. A. Theissen vom Priesterseminar in Köln, der eine Zeitlang im Ushaw College, dem englischen Priesterseminar, den Lehrstuhl der Heiligen Schrift innehatte. Oesterreichischer Mitarbeiter ist P. E. Gutwenger S.J., Professor in Innsbruck, der die Evangelien im Lichte der nichtkatholischen Bibelkritik behandelt.

Das Werk gibt verschiedenen textkritischen Auslegungen Platz und beabsichtigt in erster Linie, die Glaubenslehre und den spirituellen Wert der Heiligen Texte herauszustellen, wie dies Papst Pius XII. in seiner Enzyklika *Divino Afflante Spiritu* empfohlen hat. Der Kommentar enthält ausgedehnte Einführungen, die sich mit dem geschichtlichen Teil beschäftigen, dazu Listen der einschlägigen Werke und eine Anzahl von farbigen Landkarten.

Das Riesenwerk von insgesamt 1300 Seiten in Grossformat, ein schönes Beispiel moderner englischer Buchdruckkunst, ist im nichtkatholischen Verlag Nelson and Sons erschienen, dessen Vertreter bei der feierlichen Überreichung eines Exemplars an Kardinal Griffin der Freude Ausdruck gaben, «dem Worte Gottes auf ihre Weise gedient zu haben».

Literatur

The English First Editions of Hilaire Belloc. By Patrick Cahill, Published at 20, Cavendish Gardens, London S.W.4.

Hilaire Belloc, heute dreiundachtzigjährig, ist der Veteran des zeitgenössischen literarischen Lebens in England, und im besonderen des katholischen Schrifttums eines halben Jahrhunderts. Die kürzlich veröffentlichte Liste seiner Werke umfasst 153 Titel von Büchern und Broschüren, eine wahrhaft erstaunliche Leistung, wenn man die grosse Weite der Belloc'schen schriftstellerischen Tätigkeit berücksichtigt. Da gibt es sein erstes Werk, *Verses and Sonnets* (1896), das ihn mit einem Schlag als Dichter von Rang bewies. Dann folgten, Jahr um Jahr, Gedichtbände, Essays und Romane, eine lange Reihe historischer Biographien, geschichtliche Werke über die englische Reformation und die Französische Revolution. Belloc's Name als Apologet und Humorist ist unlösbar mit dem seines besten Freundes, G. K. Chesterton, verbunden. Der Erzfeind der beiden, bei öffentlichen Debatten und in der Presse, Shaw, bezeichnete sie als das «Chester-Belloc, das Ungeheuer mit den zwei Köpfen». Zahllose seiner Werke waren der Verteidigung der katholischen Wahrheit gewidmet; er war es, der

die antikatholischen Vorurteile der zeitgenössischen englischen Geschichtsschreibung aufdeckte und zurückwies.

Belloc's eigentliches und bleibendes Grösse aber lag nicht auf dem Gebiet historischer Forschung. Er war in erster Linie Dichter und Visionär und einer der Besten der im Aussterben begriffenen Essayisten. Sein *Path to Rome*, die poetische und lebensfreudige Beschreibung einer Pilgerfahrt zu Fuss nach der Ewigen Stadt, gehört zu den klassischen Werken der modernen englischen Literatur. *Servile State*, 1912 erschienen, sah das Wachsen des modernen Wohlfahrtsstaates voraus. Als Humorist ist Belloc's Name mit seinen *Nonsense-Verses*, einige Bände davon von Chesterton illustriert, grossen und kleinen Kindern liebgeworden. Belloc wurde in Frankreich geboren und ist erst seit 1902 naturalisierter Engländer. Frankreich besass zeit seines Lebens den ersten Platz in seinem Herzen, und es ist vielleicht ein zu bedauernder Umstand, dass sein riesiger Einfluss auf die katholischen englischen Generationen der vergangenen Jahrzehnte mit seiner Überbetonung des französisch-lateinischen Kulturgehaltes europäischer Geschichte einem weiteren Verständnis Europas in England nicht dienlich war, und dies heute durch Dawson nachgeholt werden muss. Die literarische Gestalt Belloc's, der heute in Zurückgezogenheit in seinem geliebten Sussex lebt, nimmt einen Ehrenplatz im kulturellen englischen Leben ein. Der Katholizismus verdankt ihm eine sprachgewaltige Verkündung seiner Wahrheiten, das Sängergelob der Mutter Gottes, des Weines und der ritterlichen Liebe. Einem Minnesänger gleich, der jedoch auch Kämpfer für die Jungfrau ist, kündigt die Liste der Werke Hilaire Belloc's von seinem grossen, langen katholischen Schaffen.

Roland Hill.

Spanien

Schmid Peter: Spanische Impressionen. Ein Reisebuch. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1952, 348 Seiten.

Ein farbiges, höchst anregendes Bild dieses erstaunlichen Landes. Peter Schmid weiss zu reisen, zu sehen, zu erleben und das Erschaute auch zu erzählen. Es gelingen ihm manche treffliche Schnappschüsse in Photographie und Formulierung, die so viel verraten von dieser glutvollen Atmosphäre, gefüllt mit den Düften betäubender Blüten, versengter Felsen, fruchtbarster Erde und ausgebrannter Wüsten, und mit dem Atem heissblütiger Menschen, die zu stillem Dulden, verbissener Wut, offen aufflackernder Revolution genau so fähig sind wie zu höchsten Aufschwüngen des Geistes und der Seele, der Mystik und der Liebe. Über den heldenmütigen Abwehrkampf im Alcazar von Toledo schreibt Schmid eine herrliche Rhapsodie (S. 250). Über den Escorial und seinen Geist wie über die spanische Kunst im Prado fällt er ein eindringendes, wohl scharfes, mit den Masstäben jahrhundertalter europäischer Kunst messendes Urteil, das manchem überstreng erscheinen mag, jedenfalls aber Wesentliches trifft (S. 189—190), grossartig in Knappheit und Treffsicherheit. Die Kapitel über Franco und «Die Unversöhnlichen» (S. 191, 202) lassen die politischen Verhältnisse und Ereignisse der letzten drei Jahrzehnte besser verstehen in ihren unausgeglichenen und heute noch nicht beruhigten Gegensätzen, und machen es auch dem Letzten klar, wie verfehlt die immer wieder versuchte Einmischung von aussen ist, möge sie nun von England oder Amerika, Frankreich oder Russland kommen, weil sie auf den einhelligen Widerstand sämtlicher Spanier stossen muss (wenigstens soweit sie nicht wurzellose Emigranten sind, die mit politischem Geld sich nach Frankreich oder Mexiko geflüchtet haben).

Mit dieser Schilderung des heutigen Spaniens ist der vorliegende Band eine notwendige Ergänzung des Buches von Vossler, «Spanien und Europa» (besprochen in Nummer 4/1953 der «Orientierung», S. 45), das fast ganz in Geschichte aufgeht, die Gegenwart aber, wenigstens in ihren «Aktualitäten», kaum zu Wort kommen lässt.

Es muss aber noch etwas anderes gesagt werden. Peter Schmid ist nicht ein unbeschwert Reisender und nicht einer, der unbefangenen sieht und beschreibt. Überall hin trägt er seine westeuropäische, von tausend Zweifeln durchzuckte Seele. Nicht darum geht es, dass er eine scharfe Sonde anlegt. Sondern darum, dass ihn alles innerlich aufregt, was irgendwie Sicherheit, Zufriedenheit, Glück in sich trägt. Jeder starke und unbezweifelte Glaube, auf dem so manches in Spanien aufbaut, und von dem allein

aus es auch in seiner Tiefe und Grossartigkeit zu verstehen ist, macht ihn nervös, und erst die Rebellion löst in ihm eine gewisse Spannung, die er überall selber hinträgt. Darum machen ihm die grossartigen kirchlichen Denkmäler, eine Kathedrale von Burgos oder von Toledo, die Madonna del Pilar in Saragossa oder der herrliche Bau in Sevilla keinen Eindruck. Das Kartäuser-Kloster Miraflore vor den Toren von Burgos, zu dem ob seiner künstlerischen und geistigen Wunder Tausende mit Recht wallfahren gehen, hat er kaum beachtet. — Diesen Staat, der, so ganz und gar von dem inhaltlosen Staatsgebäude der Französischen Revolution verschieden, nicht eine bloss Ordnungsfunktion ausübt, sondern das Instrument zur Erfüllung einer Sendung des Volkes sein will, kann er nicht begreifen. Man kann natürlich diese Konstruktion annehmen oder ablehnen. Aber man muss sehen, dass hier wesentlich verschiedene Konzeptionen vorliegen, die mit den Worten Diktatur oder Demokratie nicht zu erfassen sind. Auch für die Geschichte Spaniens hat Schmid keinen Sinn. Wenn wir darum oben sagten, man müsste Vossler's Buch durch das von Schmid ergänzen, so muss hier mit noch grösserer Dringlichkeit betont werden, dass ohne die kulturell-geschichtliche Sicht Vossler's die Impressionen Schmid's erst recht ein bloss zweidimensionales Bild ergeben, denn die wesentliche dritte Dimension der eigentlichen, transzendenten-Tiefe fehlt.

Trotzdem bleibt es ein lesenswertes, gewinnbringendes Buch.

J. David.

Schwarz Margot/Früh Eugen: Spanien. Reisebilder, mit ca. 40 Zeichnungen, 95 Seiten, brosch. Fr. 9.90, Leinen Fr. 13.—. Origo-Verlag, Hottingerstrasse 18, Zürich.

Das vorliegende Bändchen ist von einer lebendigen, erfrischenden, feurigen, sonnigen Schönheit, so dass derjenige, der Spanien noch nicht kennt, am liebsten auf und davon ginge, um dieses herrliche Land zu schauen. Der Spanienkenner aber freut sich, seine eigenen Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse in diesem Büchlein mit zu Gemüte gehenden Worten wiederzufinden. Und zwar die Erlebnisse auf allen Gebieten des Lebens: der Kunst, der Arbeit in Industrie und Land und Handwerk, der Religion, der Rasse, der Sprache, der Geschichte, der Armut, des Reichtums, der krassen Gegensätze. Natürlich kann nicht auf 95 Seiten ein ganzes Land geschildert werden. Wohl aber kann in Wort und Bild die Atmosphäre eingefangen werden, die dieses Land erfüllt. W.

LEST DIE

Deutsche Tagespost

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR  ABENDLÄNDISCHE POLITIK UND KULTUR

Die führende kath. überregionale Tageszeitung mit stets wachsender Leserschaft

Erscheint dreimal wöchentlich Bezugspreis DM 2.80 zuzügl. Postgebühr Verlagsadresse Regensburg, Königstrasse 2



VENTILATOR AG. Stäfa ZH

Telephon (051) 93 01 36

**KIRCHENHEIZUNGEN
RAUMLÜFTUNGEN**

Internationaler Literaturpreis!

Rodolfo L. Fónseca: «Geheimnisvolle Rose»

Dieses mit dem «Internationalen Literaturpreis» ausgezeichnete Buch schildert das Leben einer Ordensfrau, die in China in die Revolution gerät, Mutter eines Mädchens wird und schwere Seelenkämpfe bestehen muss, ehe sie im Kloster mit ihrer Tochter Frieden findet. Ein in seiner Ehrfurcht vor dem Göttlichen ergreifendes Werk. (Die Barke) Das besondere Thema des Romans dürfte in uns kein Erstaunen hervorrufen, da solche Ereignisse in den vergangenen turbulenten Jahren keine Seltenheit gewesen sind. (Bücher und Bildung)

Der Roman darf als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Er gehört zu den grossen literarischen Leistungen dieses Jahrhunderts und erinnert in seiner Problematik an Graham Greenes religiöse Dichtungen. (Das neue Buch) «Geheimnisvolle Rose» ist ein unerhört starker und richtiger Roman. (Neue Zürcher Nachrichten)

2. Auflage, 385 Seiten, Ganzleinen mit Goldprägung, dreifarbigem Kunstdruck-Schutzumschlag, DM 12.50

Fordern Sie bitte unsere Prospekte an.

KEMPER VERLAG

Heidelberg, Schliessfach 474

Schweizer Auslieferung:

Christiana-Verlag, Zürich 52, Birchstrasse 654

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.-Rh., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Das Ausflugsziel Des Kirchenchors,
Des Jungmännervereins,
Der Jungfrauen-Kongregation,
Des Kath. Müttervereins,
Und jeder andern christlichen
Gemeinschaft

Hotels Urnerhof und Sternen

Telephon 8 35 **FLÜELEN** am Urnersee

Bes. Ch. Sigrist-von Arx, Küchenchef

Worüber man spricht:

25 000 Auflage haben Heinrich Suso
Braun's **Radiopredigten**
in drei Bänden bereits erreicht.

Soeben erschienen als Band IV:

Begegnung mit Gott

270 Seiten, kartoniert Sfr. 7.80, S. 38.—
Der bekannte Radioprediger von Tirol-Vorarlberg
führt uns hier einen modernen Weg zur Gottes-
erkenntnis und zum Gotteserlebnis.

Erhältlich in jeder Buchhandlung
TYROLIA-VERLAG, Innsbruck - Wien - München

Albert Ebnetor

Der Mensch

in der

Theologie Karl Barths

Eine katholische Stellungnahme.

48 Seiten, Fr. (DM) 2.20, Sch. 14.—

Selbstverlag «Orientierung», Zürich

Zu beziehen durch: Administration Orientierung, Zürich

Alleinauslieferung für

Deutschland: Kemper-Verlag, Heidelberg

Oesterreich: Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich